

# Vortrag vor der Gesetzlosen Gesellschaft

–

## Lessing in Berlin

Curt Loehning (1905 – 1983)

4. 11. 1977

Gotthold Ephraim Lessing, geboren 1729 im sächsischen Kamenz, kam im November 1748 mit noch nicht zwanzig Jahren zum ersten Male nach Berlin. Der Sohn des Pfarrers war auf der Fürstenschule St. Afra in Meißen in strenger Disziplin und nach dem Modul klassischer Bildung für die Universität vorbereitet und 1746 in Leipzig als Student der Theologie eingeschrieben worden. Er habe in Leipzig und Wittenberg studiert und wisse nicht was, sagte Lessing später. Aber er hat sich doch auf den verschiedensten Wissensgebieten mit starkem, wenn auch etwas sprunghaftem Interesse umgesehen, von der Mathematik über Naturwissenschaften zur Philosophie und Philologie. Das Leben in dem Klein-Paris, mit seinen mannigfaltigen höheren und niederen Vergnügungen, hatte den aus der Vater- und Schulzucht entlassenen ebenso in seinen Bann gezogen wie später Goethe. Schulden ließen ihm den Leipziger Boden zu heiß werden, und so kam er in Berlin mit mehr als armseliger Ausstattung, mit abgerissenem Rock, ohne Wäsche und Geld an.

Was versprach er sich von Berlin? Sein Vetter, der in umstrittenem Ansehen stehende Literat Christlob Mylius, geb. 1722, bot ihm Unterschlupf in seiner kümmerlichen Stube in der Spandauer Straße 68 – einem Haus, in dem auch die damalige Berliner geistige Prominenz wohnte, der Dichter Karl Wilhelm Ramler, der Schriftsteller und Verleger Christian Friedrich Nicolai und der Philosoph Moses Mendelssohn. Lessing, mit dem Instinkt des Genies eine literarische Laufbahn ansteuernd, erhoffte Förderung seiner schon in Leipzig zu Tage getretenen dichterischen Bestrebungen – im geistigen wie im materiellen Sinne –, aber noch mehr zog ihn das pulsierende Leben Berlins, der Hauptstadt des aufstrebenden Preußens an.

Wie sah es um 1750 in »Preußisch Berlin« aus? (Mir ist noch im Ohr geblieben, daß unsere Väter, zumeist ja nicht in Berlin geboren, ihre Wahlheimat mit halb liebevollem, halb kritischem Ton so nannten.) Berlin konnte, was seine Baulichkeiten anging, mit Paris, London oder Wien nicht konkurrieren, aber es hatte sich verschönt und ansehnlich gemacht. Schlüter und Eosander waren die großen Barockbaumeister aus der Zeit des ersten preußischen Königs, Friedrichs I. In wehmütigen Erinnerungen messen wir die Verluste vor allem des Schlosses am Befund der »Hauptstadt der DDR«. Das Opernhaus von Knobelsdorff, der katholische St. Hedwigs-Dom, das Prinz-Heinrich-Palais, das später die Universität aufnahm, bildeten ein imponierendes »friderizianisches« Forum. Lessing, der zeitlebens für landschaftliche und bauliche Schönheiten wenig Empfänglichkeit zeigte (selbst auf seiner Italienreise, dem großen Erlebnis aller zeitgenössischen Reisenden, sind Notizen darüber spärlich), ließ sich angesichts des pantheongleichen Rundbaus der Hedwigskirche eine Stelle des Römers Statius einfallen: *par operi sedes* – ein Werk würdig der Umgebung, gemünzt auf augusteische Baukunst. Und das Schlütersche Denkmal des Großen Kurfürsten, das jetzt vor dem Charlottenburger Schloß steht, regte ihn zu dem Epigramm nach einem griechischen Vorbild an:

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,  
und zweifelt doch an meinem Leben?  
Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:  
so sollt ihr sehn!

Berlin hatte um die Mitte des 18. Jh. 100 000 Einwohner. Eine blühende Gewerbetätigkeit kennzeichnete das wirtschaftliche Leben, das, vom König gefördert, den Franzosen und den Juden starke Impulse verdankte. Lessings Unterkunft lag im Zentrum der wachsenden Stadt. Straßendurchbrüche in der wilhelminischen Zeit und der Rathausbau hatten den Bereich nahe dem Schloß, jenseits der Spree bereits wesentlich verändert, dem das heutige Regime nur die vom Bombenkrieg herrührende planene Fläche gelassen hat. Noch bis in den 2. Weltkrieg hinein gab es in der Königstraße das zentrale Briefpostamt Berlin C 2, das die Tradition des ehemaligen Hofpostamts fortführte, und auch das alte Postgebäude an der Spree, ein Schlüterbau, stand noch. In den Jahren zwischen den Kriegen konnte man abseits der großen Geschäfts-, Banken- und Behördenbauten Reste des alten Berlin finden, die in Lessings Zeit mehr oder minder wohlhabenden Bewohnern als Quartier dienten.

Die schöne Umgebung Berlins, der von Knobelsdorff neu gestaltete Tiergarten, die Partien an der Spree, die Fahrten auf dem Fluß – all das hat auf Lessing keinen besonderen Eindruck gemacht. Naturschwärmerei war nicht seine Sache. Zu seinem Freund, dem preußischen Offizier und Dichter des »Frühling«, Ewald von Kleist, sagte er: »Wenn Sie Ihren Geist auffrischen wollen, machen Sie einen Spaziergang auf's Land, ich gehe ins Kaffeehaus ...«. Daß es viel Wald um Berlin herum gab (und ja immer noch gibt), hat Lessing freilich einmal in ironischer Weise angemerkt. Seine Versdichtung von 1749 »Der Eremit« nimmt ein altes, auch von Boccaccio verwertetes Motiv auf. Ein junger Eremit baut sich seine Hütte in einem dichten Wald nahe bei einer Stadt. Der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitet sich, und die Frauen strömen zu ihm. Leider bleibt es nicht bei geistlichem Trost ...

Schließlich ... kams ans Licht,  
daß er, der Eremit, beynah die ganze Stadt  
zu Schwägern oder Kindern hat ...

Man schleppt ihn vor den Richter, »einen schalkschen Mann«, der ihn zwingt, bei Androhung der Tortur, zur Blamage seiner Mitbürger alle Namen der Liebhaberinnen zu nennen ...

Das Hundert war schon mehr als voll,  
der Eremit, der mehr gestehen soll,

weigert sich. Der Richter droht, man werde ihn zwingen ...

Nun gut, Herr Richter – Seine Frau!

Bis zu diesem Schlußeffekt zieht sich das lange Gedicht recht weitschweifig hin. Aber in den Eingangversen findet sich eine nette Pointe.

Im Walde, nah bei einer Stadt, die man mir nicht genennet hat ...

Der Leser schließt,

noch eh er mich gelesen,  
es sei gewiß Berlin gewesen.  
Berlin? Ja, ja, das sieht man bald;  
denn bei Berlin ist ja ein Wald ...

Lessing läßt den Leser im Ungewissen:

Auf Griechisch weiß ich, wie sie hieß;  
doch wer versteht's? Kerapolis.<sup>1</sup>

Sicherlich wird man aus diesen übermütigen Versen keine sittengeschichtlichen Schlüsse ziehen; das damalige Berlin muß man sich im ganzen wohl recht kleinbürgerlich vorstellen.

Der aus dem größeren und reicheren Leipzig kommende Lessing mußte zunächst manches enttäuschend finden. Berlin hatte keine Universität, kein festes Theater – was für den Theaterfreund und angehenden Theaterdichter und -kritiker besonders schmerzlich war. Lessings Erstling, das Lustspiel »Der junge Gelehrte« war in Leipzig von der berühmten Truppe der Neuberin aufgeführt worden. In Berlin spielten wandernde Theatertruppen in einem Saal des Schlosses. Nicht unbedeutend war die Akademie der Wissenschaften, fest in französischer Hand. Maupertuis d'Argens, Lamettrie – Verfasser des Aufsehen erregenden Werks des philosophischen Materialismus »L'homme machine« – hatte Friedrich der Große, der von der deutschen Wissenschaft eben so wenig hielt wie von der deutschen Literatur, nach Berlin geholt. 1750 traf Voltaire in Berlin ein. Für Lessing sollte das schicksalhaft sein – mit Voltaire verbanden sich unerwünschte Wendungen in seinem Lebensgang ebenso, wie seine geistige Entfaltung durch Voltaire stark befruchtet wurde.

Lessing gab sich dem Zug der Zeit, der »Aufklärung« hieß, mit allen Kräften, aber nicht unkritisch hin. Seinem Vetter Mylius hing als »Freigeist« (so hieß eine von ihm herausgegebene, nur kurzlebige Zeitschrift) der Ruf eines Umstürzlers an, freilich nur auf dem Felde theologischer und literarischer Fehden. Die gerühmte Pressefreiheit des Königs – »Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genirt werden« – galt nur sehr eingeschränkt, denn politisch mißliebige Artikel wurden auszensuriert. Unbegrenzt war die Freiheit nur auf dem religiösen Gebiet; Kritiker, Gottleugner und Spötter hatten da freie Bahn. Selbst bei den freisinnigen und toleranten Berlinern erregten Meinungen, wie sie Lamettrie vertrat, Anstoß. Lessing schrieb gegen solche Modetendenz sein Lustspiel »Der Freigeist«, in dem er einen hypochondrischen Religionsleugner vor seinem klugen Freund, einem Theologen klein begeben lässt. Das Werk verfaßte Lessing aber auch mit der wohlberechneten Nebenabsicht, seinen Pastor-Vater in Kamenz, der Schlimmes für den Glauben seines Sohns in dem gottlosen Berlin, besonders wegen dessen Umgang mit Mylius fürchtete, zu beruhigen.

Der junge Literat Lessing bildete sich in der Praxis aus. »Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters« gab er mit Mylius in Stuttgart heraus, ein früher und unreifer Vorläufer der späteren »Hamburgischen Dramaturgie« (1767–1768). Wie später in Hamburg, verleidete ihm der Ärger mit Schauspielern und Schauspielerinnen, die gegen Kritik empfindlich waren, die Sache. Bei dem Stuttgarter Verleger Metzler war auch der »Eremit« und der erste Gedichtband Lessings »Kleinigkeiten« gedruckt worden.

Jetzt wurde Lessing mit dem Verleger Voß bekannt, der Lessings schon in Leipzig geschriebenen Schwank »Die alte Jungfer« druckte. Beiträge Lessings erschienen in der »Berlinischen privilegierten Zeitung« (seit 1722 privilegiert) und in den »Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen«, die dem Verleger Haude und später seinem Schwager Spener gehörten und 1751 in den Besitz von Voß übergingen. Die »Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen«, die bis 1874 noch den Namen Spener im Titel führte, war bis zur Einstellung ihres Erscheinens unter dem nationalsozialistischen Regime eines der weltbekanntesten Blätter Berlins und Deutschlands. Die Namen Haude und Spener haben noch bis in die letzten Jahre einem Verlag Glanz verliehen, der nun erloschen ist. Im Februar 1751 übernahm Lessing die Redaktion des »gelehrten« Teils und war nun in seinem Element. Die Leitung der gesamten Zeitung, also auch des politischen Teils lehnte Lessing aus guten Gründen ab; bei der strengen Zensur war dies unbefriedigend und auch gefährlich. Ein zu freies Wort konnte einem den Transport nach Spandau eintragen. Zu Neujahr hatte er ein Huldigungsgedicht an den König zu verfassen. Man merkt der Ode »Auf den Eintritt des 1752sten Jahres« an, mit wie geringer Neigung sich Lessing dieser Pflichtübung unterzog. Aber auch für die »Kritischen Nachrichten«

---

<sup>1</sup>κέρας – Horn, Geweih

der Konkurrenz, die Mylius leitete, lieferte er Beiträge. Der bedeutendste kritische Kopf seiner Zeit verdiente sich hier die Sporen, übrigens auch ein sehr erwünschtes Salär.

Äußerst fruchtbar war für beide Partner die Freundschaft Lessings mit Moses Mendelssohn. In ihm lernte Lessing einen durch menschliche wie geistige Qualitäten in gleicher Weise ausgezeichneten Vertreter des Berliner Judentums kennen. Der Philosoph und Psychologe wurde eine Leuchte der Berliner Wissenschaft. Durch Mendelssohns Kreis wurde Lessing mit den sozialen Bedrückungen der Juden und den ihnen begegnenden Vorurteilen bekannt. In dem Schauspiel »Die Juden« (1749) zeichnet er einen Juden, der einem Baron bei einem räuberischen Überfall auf dessen Kutsche gute Dienste leistet. Dieses erste Werk der Toleranz weist voraus auf das Lessingsche Hohelied der Versöhnung der Religionen, den »Nathan«.

Wie die Motte vom Licht zeigt sich Lessing angezogen von dem starken Geist Voltaires, dessen Ruhm über Europa strahlte und der nun in Potsdam bei dem Philosophen-König weilte. Er verschlang die historischen wie die epischen und dramatischen Werke des Franzosen und machte davon Übersetzungen. Ein Bekannter Lessings war sein französischer Sprachlehrer Richier de Louvain, der Voltaires Sekretär wurde. Als Voltaire den berühmten Prozeß gegen den Juden Hirschel führte, empfahl Richier Voltaire Lessing als Übersetzer von Prozeßakten und als Dolmetsch. Lessing begleitete Voltaire im Januar 1751 zu einem Gespräch mit dem Großkanzler von Cocceji. Auf Grund eines Friedensartikels von 1745 war Sachsen verpflichtet, die von preußischen Untertanen vorgelegten sächsischen Kassenscheine einzulösen. Voltaire erwarb durch Hirschel solche Papiere, eine von Friedrich ausdrücklich verbotene Spekulation. Durch den für beide Seiten sehr unerfreulichen Prozeß kam die ganze Sache heraus, und die Berliner hatten weidlichen Stoff zum Lästern gegen den Franzosen. »Voltaire filoute les juifs«, schrieb Friedrich an seine Schwester. Voltaires Werke genossen freilich weiter die Wertschätzung des Königs. Und Lessings Epigramm auf die Affäre schloß:

Und kurz und gut den Grund zu fassen,  
warum die List dem Juden nicht gelungen ist,  
so fällt die Antwort ungefähr:  
Herr V... war ein größrer Schelm als er.

Voltaire ging 1751 in Berlin daran, sein großes Geschichtswerk »Le Siècle de Louis XIV.« druckreif zu machen. Lessing mußte das Werk aufs höchste interessieren. Er entlieh sich die Druckbogen von Richier mit der Versicherung, sie niemandem zu zeigen. Denn Voltaire hatte die ersten Exemplare für die Mitglieder des Hofes bestimmt. Leichtfertig gab Lessing die Druckbogen dennoch weiter in dritte Hand, wo Voltaires Freundin, die Gräfin Bentinck, sie entdeckte und sich prompt bei diesem beklagte, daß ihr das neue Werk vorenthalten werde. Der herbeizitierte Richier gestand, Lessing ein Exemplar geliehen zu haben. Das Unglück wollte es, dass Lessing inzwischen Berlin verlassen und unbedacht die Bogen nach Wittenberg mitgenommen hatte. Voltaire, der einen Nachdruck »im Ausland« fürchtete, sandte Lessing zwei bitterböse Briefe hinterher; schon auf den ersten sandte Lessing das Werk zurück. Der unglückliche Richier wurde von Voltaire entlassen. Über Lessing berichtete Voltaire offenbar in wenig günstigem Sinne dem König, in dessen gutem Gedächtnis Lessings Name im Zusammenhang mit der Affäre haften blieb – was später unliebsame Folgen für Lessing haben sollte. Lessing hat zwar Voltaire in der »Hamburgischen Dramaturgie« kritisch gebeutelt, blieb sich dessen Bedeutung aber immer bewußt. Dem Verstorbenen widmete er das berühmte Epigramm »Grabschrift auf Voltaire«:

Hier liegt – wenn man euch glauben wollte,  
ihr frommen Herrn! – der längst hier liegen sollte.  
Der liebe Gott verzeih' aus Gnade ihm seine Henriade  
und seine Trauerspiele. Und seiner Verschen viele:  
Denn was er sonst ans Licht gebracht,  
das hat er ziemlich gut gemacht.

Den Aufenthalt in Wittenberg nutzte Lessing, seinen *Magister medicinae* zu machen. Das war ein Abschluß der Studien des nunmehr 22-jährigen, dem Lessing niemals besonderes Gewicht beimaß. Im November 1752 war Lessing wieder in Berlin, um sich erneut mit allen Kräften dem literarischen Journalismus zu widmen. Er nahm seine Wohnung in einem schmalen Haus an der Nikolaikirche, das schon in der Gründerzeit einem Neubau weichen mußte. Aber noch bis zu den Zerstörungen des 2. Weltkrieges konnte man in dem runden Sträßchen um den Chor der Kirche einen Hauch des Berlin der Lessingzeit erspüren. Jetzt steht aufgebrochen dachlos unter den Stümpfen der beiden Türme das gotische Schiff und harret einer Erneuerung – vielleicht.

Die Freunde Moses und Nicolai nahmen Lessing mit offenen Armen auf. Hier ist ein Wort über Friedrich Nicolai angebracht. Er hat von 1733 bis 1811 gelebt und als Haupt der Berliner Aufklärer sich überlebt. Im letzten Viertel seines Jahrhunderts blieb er hoffnungslos hinter den nunmehr führenden Geistern der Goethezeit zurück. Seinem achtenswerten Roman »Magister Sebaldu Nothanker« folgte nur armseliges nach. Die Verdienste des kritischen Kopfes wurden vergessen. Auf seiner Freundschaft mit Lessing und dem Namen der berühmten Buchhandlung beruht das karge Gedenken an den tüchtigen und rechtschaffenen Mann.

Lessing trat jetzt auch dem Montagsklub, einer geselligen Vereinigung bei. Eine glücklich gemischte Tafelrunde hielt maßvolle Symposien ab. Neben dem aus Winterthur gebürtigen Professor der Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium Johann Georg Sulzer, der Mitglied der Akademie war, saßen Musiker wie der königliche Flötist Quantz, neben einem Justizbeamten ein Porträtmaler, neben dem Verleger Voß der durch seine Vignetten, auch zu Lessings Schriften, bekannte Kupferstecher Meil u. a. Erich Schmidt, der Verfasser der großen Lessingbiographie, weiß zu berichten, daß in der Tafelrunde auch Erlebnisse der niederen Minne besprochen wurden ...

Im zeitlichen Vorgriff möchte ich als kennzeichnende Berlinische Leistung die »Briefe, die neueste Literatur betreffend« hervorheben, in denen sein kritisches Genie ebenso waltet wie die ihm auf dem Berliner geistigen Boden vermittelten Anstöße spürbar sind. Im Januar 1759 erschien der erste »Literaturbrief«. Lessings geistvolle, stilistisch vollendete Kritik fuhr in den Schlendrian der zeitgenössischen literarischen Journale nach Erich Schmidts Wort wie der Sturmwind über die Stoppeln. U. a. fällt Lessing im 17. Brief das berühmte vernichtende Urteil über Gottscheds vermeinte Verbesserungen des deutschen Theaters. Das kam einem Sakrileg gleich. Justus Möser verglich Lessings reinigende Kritik mit der Säuberung des Augiasstalles.

Aber wie stets geht mit Lessings kritischem Wirken ein Vorweisen eigener Schöpfungen einher. »Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein Gott! Findet man in Gottscheds kritischer Dichtkunst ein Wort von so einem Dinge?« Lessing, der Neuerer, wagte es. »Miß Sara Sampson« läßt Vorbilder aus England erkennen. Das Stück zeigt Schwächen, aber es wäre falsch, nur von einer Vorübung des künftigen Meisters des deutschen Dramas, des Dichters der »Emilia Galotti«, zu sprechen. Das Charakterbild der Marwood, einer Medeanatur, die mit allen Künsten und Listen einer alternden Frau um den vom ihr sich lösenden jüngeren Geliebten kämpft, zeugt von einer tiefen psychologischen Einsicht – mit Zügen antikischer Tragik, die Lessing, inzwischen ausgezeichneter Kenner der griechischen und römischen Literatur, bei Euripides und Seneca fand. Man muß sich wundern, daß unsere heutigen Regisseure mit ihrer Vorliebe für seelenzergliedernde Stücke und Perversionen der menschlichen Psyche »Miß Sara Sanmpson« noch nicht wiederentdeckt haben. Diese Frucht zeigt deutlich die Wirkungen des Gedankenaustauschs mit Moses Mendelssohn in den Berliner Jahren, dessen Untersuchungen über die »gemischten Empfindungen« den Zeitgenossen wichtige neue psychologische Erkenntnisse vermittelten.

»Preußisch« ist das 1758 geschriebene kleine Schauspiel »Philotas«. Es ist ein Musterstück äußerster Prägnanz. In einen Akt ist die Handlung gefaßt und so die von der zeitgenössischen Poetik dem Drama zugemessene Einheit von Zeit und Ort erreicht. Die Sprache ist knapp, wie gehämmert. »So bin ich wirklich gefangen? – Gefangen! – Ein würdiger Anfang meiner kriegerischeren Lehrjahre! – O ihr Götter! O mein Vater! ...« So beginnt das Stück. Die Fabel ist einfach. Philotas, »eine wunderbare

Vermischung von Kind und Held«, ist im Kriege seines Vaters mit dem König Aridäus in die Gefangenschaft des sehr edel denkenden Feindes geraten. Er erfährt, daß er gegen den von Soldaten seines Vaters gefangenen Sohn des Aridäus ausgetauscht werden soll. Zur Wiederherstellung seiner Ehre und um seinem Vaterland den Vorteil des Pfandes, das der gefangene Königsohn bietet, zu erhalten, tötet er sich selbst mit einem Schwert, das König Aridäus dem tapferen Gefangenen zurückgeben läßt. »Ich sterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen.« Aridäus hatte zu Philotas, der, den Austausch ablehnend, leidenschaftlich der Fortführung des Krieges das Wort geredet hatte, gesagt: »Du wirst dein Volk mit Lorbeern und Elend überhäufen. Du wirst mehr Siege als glückliche Untertanen zählen.« Mahnworte des Dichters Lessing an den großen König? Und Aridäus' Schlußwort lautet: »Umsonst haben wir Ströme Bluts vergossen; umsonst Länder erobert ... Komm, schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König sein. Glaubt ihr Menschen, daß man es satt wird?« Den Erstdruck des »Philotas« machte Voß 1759. 1756 hatte der Siebenjährige Krieg begonnen.

Auch in Lessings Schicksal griff der Krieg ein. Dem Freunde Ewald von Kleist, der, von Lessing tief beklagt, 1759 an der bei Kunersdorf erlittenen Verwundung in Frankfurt an der Oder verstorben war, verdankte er die Verbindung mit einem Kriegsheros von ritterlicher Art, dem Obersten, später Generalleutnant Bogislaw Friedrich von Tauentzien. Eine recht bekannte Straße in Berlin erinnert an ihn. Tauentzien hatte nach Kolin, wo seine Garde auf ein Drittel zusammengeschmolzen und er selbst schwer verwundet worden war, die schlesische Hauptstadt gegen Laudons Übermacht gehalten und war von Friedrich zum Gouverneur in Breslau ernannt worden. Der Posten eines Gouvernementssekretär wurde Lessing übertragen (1760). Dieser meinte, es sei wieder einmal Zeit, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben, murrte aber auch über seine geistlose Tätigkeit in der vom Krieg hart getroffenen Stadt. Er gefiel sich (nach Goethe) in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, weil sein mächtig arbeitender Geist ein Gegengewicht brauchte... Das Getriebe in diesem Brennpunkt militärischer und politischer Geschehnisse mehrte seine Lebenserfahrung und Menschenkenntnis bedeutend. Mit preußischen Offizieren saß er beim Abendtrunk, und der Dienst störte seinen Morgenschlaf nicht; man will ihn noch gegen zehn Uhr in den Federn gefunden haben (Erich Schmidt). 1763 weilte Lessing mit Tauentzien in Potsdam, wo dieser vom König mit Ehren überhäuft wurde. Vom Sekretär Lessing ist nicht die Rede. Bis 1764 hatte Lessing die Sekretärsstellung in Breslau inne. Neujahr 1765 kam er zurück nach Berlin. Wo er Wohnung nahm, weiß man nicht genau, aber sie muß in der Spandauer, König- oder Poststraße gelegen gewesen sein, wie aus ungefähren Angaben seiner Freunde zu entnehmen ist. Sie begrüßten ihn freudig.

Zu Gelde, wie er gehofft hatte, – zu dem ihm auch das Spiel, dem er in Breslau mit Leidenschaft oblag, nicht verhelfen konnte – war er nicht gekommen, aber einen Bücherbesitz von über 6000 Bänden führte er mit. Auch zwei Kostbarkeiten brachte er mit: den fast fertigen »Laokoon« und den Entwurf zur »Minna von Barnhelm«. In Berlin wurden sie vollendet. Das Lustspiel über die Liebesgeschichte des sächsischen Fräuleins und des preußischen Majors in den Wechselfällen des Krieges sollte sich als bleibendes Denkmal des großen Königs und des friderizianischen Preußens erweisen. Goethe faßte in »Dichtung und Wahrheit« zusammen, was die Zeitgenossen und nicht zuletzt die Berliner, die das Werk im März 1768 mit stürmischem Beifall bedacht hatten, empfanden: »Der erste wahre ... Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie ... Die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion ... (war) Minna von Barnhelm.« Die »große Signatur der Zeit« (Erich Schmidt) kennzeichnet das Stück. König Friedrichs Gestalt als eines mächtigen Bewegers steht hinter dem Geschehen auf dem Theater. Zur Kabinettsorder, die den Major rehabilitiert, meint das Fräulein: »daß ihr König, der ein großer Mann ist, auch wohl ein guter Mann sein mag.« Nicht Berlin, sondern Frankfurt a. O. und Wien waren im Jahre 1767 die Uraufführungsorte. Befremdlich, daß die Zensur anfänglich gegen das Stück Bedenken erhob – und daß auch die erste Hamburger Aufführung 1768 zunächst dem preußischen Residenten Anlaß zu Einwendungen gab.

Lessings dritter Berliner Aufenthalt endete mit einer bitteren Enttäuschung. Der Posten des Leiters

der Berliner Bibliothek war frei geworden. Einflußreiche Gönner Lessings verwandten sich für ihn beim König; umsonst. Friedrich, der die alten Geschichten mit Voltaire nicht vergessen hatte, lehnte schroff ab. Übrigens erlitt auch Winckelmann eine Abfuhr; auf seine Forderung von 2000 Talern Gehalt erklärte der (freilich von Finanzsorgen geplagte) König, für einen Deutschen seien 1000 genug! Mit der biblischen Josephserzählung kann man bei beiden später so berühmten Bewerbern sagen: Gott aber wandte es zum Guten! Der eine gewann seinen Dichterlorbeer in Hamburg und Wolfenbüttel, der andere wurde in Rom zum Begründer einer neuen Renaissance der antiken Kunst.

Am 1. Februar 1767 schrieb Lessing an Gleim im Hinblick auf seine Übersiedlung nach Hamburg:

... Ich hoffe, es soll mir nicht schwerfallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden ... immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige, vom größten bis zum kleinsten – Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. – Was hatte ich auf der verzweifelten Galere zu suchen?  
(Nach Molière, *Les fourberies de Scapin* II,11: *Que Diable allait-il faire dans cette Galère?*)

Und schon früher hatte Lessing in einem satirischen Prosagedicht seinem Unmut über den Preußenkönig, der auf dem literarischen Felde nur Franzosen seine Gunst schenkte, Luft gemacht:

Du, durch den einst Horaz lebte ... der du jetzt durch den Horaz lebst ... o Mäcen, hast uns deinen Namen hinterlassen, den die Mächtigen und Reichen an sich reißen und die hungrigen Skribenten verschenken ... Wer ist's in unsern eisern Tagen, hier in einem Lande, dessen Einwohner von innen noch immer die alten Barbaren sind, wer ist es, der einen Funken von deiner Menschenliebe, von deinem ... Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich häge?

Wie habe ich mich nach einem nur schwachen Abdrucke von dir umgesehen! Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehen! ... Endlich bin ich des Suchens müde geworden und will über deine Afterkopien ein bitteres Lachen ausschütten.

## Literatur

Kirschstein, M. (1929). *Lessing und Berlin. im Auftrage des Berliner Bibliophilen-Abend dargestellt*. URL: <https://books.google.de/books?id=0zcTAAAMAAJ>.

Lessing, G. E. (1911). *Briefe*. Hrsg. von J. Petersen. Insel-Verlag. URL: <https://books.google.de/books?id=JwMwAQAAIAAJ>.

– (1838). *Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften. Neue rechtmässige Ausgabe*. Hrsg. von C.C.F.W. Lachmann. URL: <https://books.google.de/books?id=5fgTAAAAQAAJ>.

Schmidt, E. (1923). *Lessing: Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*. Lessing Bd. 1. Weidmann. URL: <https://books.google.de/books?id=aLEqAAAAYAAJ>.